

Antje Babendererde

Der zerbrochene Himmelsstein

Mit einem heiseren Aufschrei fuhr ich aus meinem Traum. Ich saß aufrecht im Bett, das dünne Nachthemd klebte an meinem verschwitzten Körper. In meiner Kehle der Geschmack von rotem Staub und in meinem Herzen dunkle Stacheln.

Du bist hier und nicht dort, Leola.

Schon eine Ewigkeit hatte ich nicht mehr von den roten Felsen geträumt – und auch nicht von Tomas. Beinahe hatte ich ihn vergessen. Meinen Tomas, mit den Kohleaugen und dem Rabenhaar. Wie konnte das nur geschehen?

Aus den Augen – aus dem Sinn. Dieser doofe Spruch. War ich etwa so jemand?

Ich hatte nie nach Deutschland gewollt, in ein Land, das ich nur von Besuchen bei meiner Oma kannte. Es war die Entscheidung meiner Mutter gewesen, ein Jahr nach dem Tod meines Vaters Arizona zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Ihre – nicht meine.

Ich knipste das Licht an und zog die Schubladen meines Nachtschranks auf, eine nach der anderen. Irgendwo musste er doch sein, der Anhänger, mit dem Himmelsstein. Hellblauer Türkis, ein besonders großer Stein, geschliffen und eingefasst in ein Bett aus Silber. Tomas hatte mir den Anhänger zum Abschied gegeben, zwei Jahre war das jetzt her. Damals war ich gerade fünfzehn und er fast siebzehn.

„Wenn du ihn trägst, dann bin ich bei dir“, hatte er gesagt. „Er wird dir Glück bringen.“ Seine letzte Umarmung, an die konnte ich mich noch gut erinnern. Wir waren im Canyon, an unserem geheimen Ort. Die Sonne glühte auf uns herab und doch zitterte Tomas, als wäre es ein Abschied für immer. *Aus den Augen – aus dem Sinn.* Hatte er das befürchtet, als er seine Arme fest um mich schlang?

„Du solltest ihn nicht weggeben“, hatte ich mit rauer Stimme geflüstert, denn ich wusste, dass der Anhänger einst seiner Großmutter, und davor seiner Urgroßmutter gehört hatte.

„Ich gebe ihn nicht weg“, hatte Tomas mit einem ernsten Lächeln erwidert. „Ich gebe ihn dir.“

Und dann brach er das Tabu und küsste mich. Nicht auf die Stirn oder die Wange, wie er es bis dahin immer getan hatte. Er küsste mich auf den Mund, so süß und doch so verzweifelt und tief, dass mir Hören und Sehen verging.

Wie hatte ich diesen Kuss vergessen können?

Wie hatte ich die von Wind und Regen geformten roten Felsen, die Pinienwälder, die riesigen Kakteen vergessen können? Die Sonnenaufgänge mit den wandelnden Farben und den erwachenden Stimmen der Tiere. Irgendwann in den letzten beiden Jahren hatte ich *hòzhò*, den Pfad der Schönheit und Harmonie, wie das Volk meines Vaters die Ordnung der Navajo-Welt nannte, verlassen. Ich war von meinem Weg abgekommen und mir waren Stacheln gewachsen.

Endlich fand ich den Anhänger in der untersten Schublade, wo auch die Fotos lagen von meiner Familie und meinen Freunden in dem kleinen Ort Chinle in Arizona. Ich betrachtete ein paar: Mein Großvater Josef und ich. Onkel Robert, Tante Rosie und ich. Meine Freundin Tanya, ihr Bruder Tomas und ich.

Das Herz wurde mir schwer.